

Jomini

Autor(en): **Schumacher, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **18 (1938-1939)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jomini.

Von Edgar Schumacher.

Die jüngsten Jahre haben das Interesse an Jomini neu geweckt. Man beschäftigt sich wieder mit dem erstaunlichen Lebensgang dieses schweizerischen Generals. Man liest seine Schriften; und wie es bei solchen Retungen von lange Verkannten die Regel ist, man beginnt bereits ihn zu überschätzen, seine Bedeutung auf Gebieten zu suchen, wo sie nicht liegt. Es spielt auch die in unsern Tagen Mode gewordene Gewohnheit der Vergleichen mit: man glaubt einer bedeutenden Persönlichkeit dadurch gerecht zu werden, daß man sie mit einer andern in Parallele, ich möchte fast sagen in Konkurrenz, setzt. So kam die bedenkliche Verquickung der Namen Jomini und Clausewitz, eine Allianz, in der Jomini nur der Verlierende sein kann und notwendigerweise eine unglückliche Figur macht. Clausewitz denkt und dichtet in Bezirken, zu denen Jomini den Schlüssel nicht hatte. Das ist kein Vorwurf für ihn und nicht einmal ein Nachteil. Er büßt an Wert dadurch so wenig ein, als der Brombeerstrauch verächtlich wird, weil er nicht Rosen trägt. — Das zur Voraussetzung und zur Erklärung dafür, wenn im Folgenden, vielleicht gegen die Erwartung, der Name Clausewitz nicht mehr erwähnt wird.

Des Menschen Anspruch auf Fortdauer im Erinnern der andern gründet auf dem Bewußtsein dessen, was ihm allein eigen ist. Je mehr ein Mensch diesen Charakter des Einzigigen und Einmaligen verkörpert, je fortwirkender diese seine Eigenart ist, umso unverlierbarer bleibt sein Andenken. Von dieser Betrachtungsweise ausgehend, wird man Jominis Bedeutung hoch schätzen und deren Grenzen doch nicht verkennen. Er ist eine der eigenwilligsten Erscheinungen auf kriegerischem Gebiet, mehr noch durch sein Wesen selber, als durch seine Leistung. Aber dieser Eigenart fehlt das Vorwärtsdeutende; sie bleibt eindrucksvolle historische Tatsache und wird nicht gegenwärtige Forderung. Das Bild ist ein wahrhaft fesselndes, und man möchte es ungern verlieren; aber es bleibt Bild, Lehre und Beispiel; es begleitet nicht als Trost, noch als lebendige Mahnung. Jomini kennen lernen, ist ein sehr anregendes Erlebnis. Aber man darf nicht erwarten, daß er als Freund auf den künftigen Weg mitgeht.

Wenn man von irgend jemand behaupten kann, daß er zum Soldaten geboren war, dann von Jomini. Auf jedem andern Feld menschlicher Betätigung wirkt er unwahrscheinlich. Was andere im Kriege bewegt und stärkt, Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Kampflust, Habgier, das berührt ihn kaum oberflächlich. Ihm ist Krieg das Lebenselement schlechthin; er braucht kein Motiv und keine Begründung. Kann er nicht im Kriege selber leben, so muß er vom Kriege schreiben, an den Krieg denken. Ohne den Gedanken des Krieges, meint man, müßte er verschmachten. Er hat keine andere Leidenschaft, nicht einmal die Begier zu siegen. Es gehört sich,

daß der Erfolg mit dem geht, der die Kunst des Kriegsführens meisterlicher beherrscht; auch wenn das der andere ist. Mitten im Drang der Schlacht kann Jomini seine Umgebung entsetzen durch den selbstvergeffenen Wunsch: jetzt nur eine Stunde Führer auf der feindlichen Seite sein! Er sieht eine so wundervolle Gelegenheit zur Entfaltung felbherrlicher Kunst.

Und hier freilich sind wir auf dem Punkt, wo seine Leidenschaft uns mit einem Hauch des Gespenstischen berührt: ein Mensch, der das grimmige Geschehen des Krieges nie anders als im Bild eines höchst sinnreichen und spannenden Spieles erlebt, der in der Kühnheit und Richtigkeit der Kombinationen schwelgt, ohne die leiseste Beachtung dessen, was andern als Glück und Unglück, Leben und Tod erstrebenswert oder bitter erscheint. Der Krieg ist ihm ein dramatisches Stück, von dem er Kunstvollendung verlangt; er vergleicht ihn auch gern mit einem solchen¹⁾. Die Handelnden sind nur für ihre Rolle da und führen, abgetrennt von dieser, kein irgend interessierendes Dasein. Am Abend des mörderischen Tages von Eylau sieht er das Schlachtfeld, und nichts vermag ihn so zu fesseln wie die Tatsache, daß die Bewegungen des Tages im Gelände durch die Linien von Toten wie auf einem Plan sich verfolgen lassen.

Umriss eines phantastischen Lebens.

Da lebt in Paris, zur Zeit des Direktoriums, ein junger Handelsbessener aus dem Waadtland, Antoine Henri Jomini, erst siebenzehnjährig. Er treibt allerhand Kaufmännisches, teils in Anstellung bei einem Bankgeschäft, teils auf eigene Faust. Aber am Abend, in seinem Zimmer, ist er ein anderer. Er hält Zwiesprache mit dem Geist eines großen toten Königs und Felbherrn. Sie gehen miteinander die Feldzugspläne von drei schicksalsvollen Kriegen durch. Sie bereden die Schlachten in Schlesien und Sachsen und Böhmen, Plan um Plan, und verstehen sich in der Freude am Meisterexempel taktischen Genies: Leuthen.

Aber eines Tages bricht Neues herein, und das Andenken des Königs verblaßt vor einer unheimlich drängenden Gegenwart. In Italien zwingt ein junger französischer General Sieg um Sieg. Und Jomini, zwischen Entzücken und Entsetzen, stellt fest, daß jener in harter Wirklichkeit das ausführt, was er selber auf der Karte und in Gedanken als das Zweckmäßige entwirft. Es ist, als ob er und der andere, irgend einer Lenkung gehorham, gleiche Wege gehen müßten.

Inzwischen kehrt er heim nach der Schweiz, in die trübe Verworrenheit der durch Frankreich befreiten Eidgenossenschaft. Jetzt ist er auf einmal, weil sein Schicksal notwendig diesen Lauf nehmen muß, in militäri-

¹⁾ S. 21 des „Précis de l'art de la guerre“: „... la guerre est un grand drame.“ S. 418 des gleichen Werkes nennt er das Rencontregefecht „un des actes les plus dramatiques de la guerre“. S. 613 des „Précis“: „... les combats entr'autres échapperont souvent à toutes les combinaisons scientifiques pour nous offrir des actes essentiellement dramatiques“.

scher Stellung, Chef des Kriegs-Sekretariats, und rückt zum Rang eines Bataillons-Kommandeurs auf. Er denkt, im Glück militärischen Schaffens, nicht daran, welch zweideutiger Sache er dient. Es gibt für ihn nur die Tatsache kriegerischer Entwicklungen. Er sieht keine Umgebung; sonst müßte ihm grauen vor dem Korps von Dunkelmännern, das die helvetische Republik vertritt und leitet. Zuletzt ist es doch soweit, daß er wieder geht.

Dann ist er von neuem in Paris. Er hat irgend eine zufällige Beschäftigung für den leiblichen Bedarf. Aber er lebt nur dem Kriege. Jetzt formt sich sein Denken zu einem Buch. Das wirft er ins Feuer und beginnt neu auf größerer Breite. So entsteht der erste Band eines „*Traité des grandes opérations militaires*“. Ein berühmter und tapferer Soldat, Marschall Ney, interessiert sich für das Buch und für den Verfasser. Jetzt erreicht Jomini das Ziel seines Lebens: er darf sich tätig eingliedern in die gewaltigsten kriegerischen Ereignisse eines Jahrhunderts. Er darf unter dem Befehl jenes Kriegsgottes, dem er sich innerlichst verwandt fühlt, die glänzendsten Feldzüge der Geschichte mitleben und mitbauen helfen.

Er nimmt von 1805 bis 1813 an allen napoleonischen Kriegen teil. Er ist mit Ney bei Ulm; er ist im Gefolge des Kaisers bei Jena, bei Eylau, bei Friedland. Dann dient er als Stabschef Neys in Spanien. Im russischen Feldzug ist er Gouverneur von Wilna und dann von Smolensk; beim Rückzug der großen Armee werden seine Dienste von entscheidender Wichtigkeit. 1813 ist er wieder Stabschef Neys. An dem Erfolg von Bautzen hat er bedeutenden Anteil. Und dann geschieht etwas kaum Verständliches. Am 13. August schreibt er: „Morgen, ach, habe ich den undankbaren Bannern den Rücken gekehrt, unter denen ich nur Demütigung fand, und die nicht die Fahnen meiner Heimat sind“. Der andere Tag findet ihn im Lager der Russen. Das zu verstehen, muß man mehr von dem Menschen Jomini wissen.

Gott und Satan.

Das Widersprechende und anscheinend Unvereinbare ist recht eigentlich ein Kennzeichen der menschlichen Natur. Der kühle, scharfsinnige Rechner, der im großen Spiel des Krieges die Gefallenen nur als verlorene Figuren wertet, er wird in seinem eignen Wesen eine dunkle und hastende Unruhe nicht los. Der die entscheidenden Bewegungen der Heere mit einer prophetischen Sicherheit vorausdeuten kann, er hat über die ungestümen Bedrängungen des eigenen Gemütes keine Gewalt. Und indem er nichts anderes zu kennen meint, als die geistige Leidenschaft seines einzigartigen Berufs, muß er es erleben, daß die kleinen und alltäglichen Leidenschaften des Herzens ihm Hohn lachen. Wenn er im Denken den vollkommenen Einklang von Maß und Ziel findet, so irrt sein Gemüt weglos zwischen dem Höchsten und dem Tiefsten, betet an und verflucht, braucht Gott und den Teufel, um sich anzuklammern. Aber es ist ein launischer Gott, den er wählt, und auch sein Teufel ist nicht vollkommen.

Der Gott heißt Napoleon Bonaparte. „Ich habe“, sagt Jomini, „sein grenzenloses Genie und seinen Ruhm in allen meinen Werken lauter verkündet als jemand“. Aber er sucht, wie mancher Gläubige, in seinem Gott sich selber. Und darum wird er enttäuscht. Weil er auf seltsame Weise die Gedanken Napoleons voraus mitdenken kann, glaubt er jenem so unverlierbar zu sein, wie Napoleon ihm unentbehrlich ist. Aber er vergißt, daß er es mit einem Staatenbegründer zu tun hat, in dessen Augen „die Menschen nicht Menschen, sondern Instrumente“ sind, und der eines geistigen Doppelgängers nicht bedarf. Darum muß er immer neu erleben, ohne es zu verstehen, daß ihn sein Gott als ein Instrument behandelt: darum wechselt Verehrung mit Empörung ab. Gewiß ist nur, daß er von seinem Gößen nicht loskommt. Er liebt ihn, auch von dem Tag weg, da er in den Reihen seiner Feinde steht, andächtiger als er je seinen neuen und steteren Gönner Alexander lieben kann.

Diese Verehrung geht ein Leben lang mit ihm. Sie findet, einige Jahre nach Napoleons Tod, sonderbaren Ausdruck in den vier Bänden des „Politischen und militärischen Lebens Napoleons, von ihm selber erzählt vor dem Tribunal Caesars, Alexanders und Friedrichs.“ Der Titel ist ungewöhnlich genug für ein historisches Werk, die Einleitung noch verwunderlicher. Sie lautet:

„Seit lange hatten die denkwürdigen Geschehnisse, die den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erstaunlich machten, in den Gefilden Elysiums ihren Widerhall gefunden. Die Schatten eines Pitt, eines Thugut, die eines Kléber, Moreau, Nelson, Lannes und manches andern Tapfern, den die Schlacht hingemäht, hatten schon tausend unterschiedliche Berichte gebracht über die Mächte, welche für all diese Siege und Niederlagen den Hintergrund bildeten. Die erlauchten Insassen jener geheimnisvollen Bezirke harrten mit Ungeduld der Ankunft des außerordentlichen Mannes, der die eigentliche Triebfeder dieser Begebenheiten gewesen und der einzig sie in ihrem Zusammenhang zu deuten imstande war.

Bereits ließ die Kunde von seiner Verbannung nach St. Helena und von der niederträchtigen Behandlung, die ihm dort zuteil ward, ein naheß Ende ahnen. Schon hatte die menschenmordende Parze nach ihrer Schere gegriffen — die mitleidlose Atropos mochte eine solche Beute sich nicht entgehen lassen.

Es kam der 5. Mai 1821. Der reine, lichte Himmel Elysiums verdunkelt jäh sich mit Wolken. Die Fluten des Acheron empören sich. Die Winde sind entfesselt. Eine ungemeine Erscheinung kündigt sich an. Da stürzt jeder hin nach dem Ufer, in einem gemeinsamen Gefühl des Anteils und der Neugier. Und in der Tat sieht man bald den Rachen des grimmen, schweig-samen Charon nähertreiben. Er stößt zu Lande; ihm entsteigt der Schatten des großen Napoleon. Es drängt sich alles, ihn zu schauen. Alexander, Caesar und Friedrich sind die ersten; ihnen allein steht es zu, jenen zu ver-hören. Den Beglückwünschungen, wie sie dem Orte ziemen, folgen bald

die drängendsten Fragen. Alexander, den ein Feldzug von den Bergen Makedoniens bis nach Indien geführt hat, und der es doch verstand, siegreich wiederzukehren, staunt über den Rückzug aus Moskau und möchte die Gründe wissen. Caesar, der unbesiegt starb, heischt Rechenschaft über die Fehler von Leipzig und Waterloo. Friedrich, der sich so groß in Widerwärtigkeiten und so maßvoll in allen Unternehmungen zeigte, möchte Erklärung für den plötzlichen Untergang seines Landes und dessen herrliche Auferstehung um 1813.

Inmitten dieses erhabenen Gerichtshofes sammelt sich Napoleon einen Augenblick. Dann beginnt er und spricht: ...". — Mit dem Beginn der Darlegungen Napoleons hört die poetische Fiktion auf. Das Werk selber unterscheidet sich nur durch die Ichform der Erzählung von irgend einer historischen Schilderung. Das elysische Areopag und mit ihm der Kriegsgott Jominis verbämmern in Nebel und Ferne.

Daß Jomini seine Fahne verließ, daran war nicht die Ungnade seines Gottes, sondern die Bosheit seines Satans schuld. Dieser hieß mit Namen Louis-Alexandre Berthier und hatte viele klingende Titel: Fürst von Wagram, Fürst von Neuchâtel, Marschall von Frankreich. Er war aber eigentlich durchaus kein Teufel, sondern ein mäßig begabter und darum sehr eitler Mensch, vortrefflicher Bureau-Automat, der viel höher gestiegen war, als seine geistigen Verhältnisse es erlaubten. Er war der Generalstabschef Napoleons, oder vorsichtiger ausgedrückt, der Chef seines Generalstabsbureaus; denn es mag schon zutreffen, was Jomini sagt, daß Napoleon „sein eigener Generalstabschef“ war.

Die tödliche Feindschaft, die zwischen Berthier und Jomini aufwuchs, erhielt Nahrung von beiden Seiten. Denn es ist nicht gut und vor allem nicht klug, dem Mächtigen zu zeigen, daß man ihn gering achtet. Je geringer er wirklich ist, umso mehr wird er das Einzige, was er hat, die Macht, als Werkzeug der Rache brauchen. Jomini hatte dem Fürsten von Wagram zu verstehen gegeben, daß er selber der Geistverwandte, jener nur der Knecht des Kaisers sei. Das brachte ihm unendlichen Haß ein; und er vergalt ihn mit gleichem. Aber während er nur Verachtung zeigen konnte, vermochte Berthier zu schaden. Das schleppte sich durch Jahre. Während andere mit geringen Gaben Karriere machten, brachte es Jomini mit Not bis zum Brigadegeneral.

Der Tag von Bauten zeitigt die Entscheidung. Der redliche Ney ehrt Jominis Verdienst, indem er seinen Namen an die Spitze der einzureichenden Beförderungsvorschläge setzt. Die erste Antwort ist ein Arrestbefehl für Jomini, wegen verspätetem Einreichen von Bestandesberichten. Berthier sorgt dafür, daß er außerdem im Armeebefehl als nachlässiger Generalstabsoffizier genannt wird. Dann kommen die Beförderungsanträge zurück, genehmigt; gestrichen sind nur zwei Namen, der Jominis und der seines Ordonnanzoffiziers. Jetzt springt der Entschluß ihn jählings an. In einem Brief aus diesen Tagen zitiert er Hamlets „To be

or not to be“. Daß es eine Lebenswende wird, ist ihm deutlich; und daß es sich nicht zum Guten wenden kann, fühlt er auch. Umso inniger ist der Haß, den er fortan seinem Teufel Berthier bewahrt, einem Menschen, „dessen ebenso enger wie knechtischer Geist keines andern Überlegenheit ertrug“, dessen Belehnung mit dem Titel eines Fürsten von Wagram er „das blutigste aller Epigramme nennt“. Auch der klägliche Tod des Marschalls ändert daran nichts. Er ist zwei Jahre später in Bamberg aus dem Fenster gestürzt; man hat nie genau gewußt, war es Zufall, Selbstmord oder Verbrechen. Der berühmte Reisende Semilasso (Fürst Büdler=Muskau) hat die Stätte besucht und erzählt, daß bis zum zweiten Stockwerk hinauf die Flecken vom zerschmetterten Gehirn des schweren Mannes zu sehen waren.

Der böse Tag.

Um mehr als ein halbes Jahrhundert hat Jomini den Tag seines Übertrittes zu den Alliierten, den 14. August 1813, überlebt. Aber er ist ihn nicht mehr losgeworden, im äußern Streit und Leben nicht, und in der Unrast des Herzens noch weniger. Und gerade weil die gewichtigsten und einleuchtendsten Gründe da sind, diesen Schritt erklärlich und entschuldigbar zu machen, ist die Erinnerung umso unerbittlicher. Denn man fügt sich leichter einem Schicksal, in welchem das Urteil der Welt uns mit Recht trifft, als einem Zustand, für welchen keiner sich zum Richter aufwerfen darf als das eigene Gewissen. Jominis Ehre ist von keinem Tüchtigen um seines Übertritts willen verunglimpft worden. Und der am meisten Ursache dazu hatte, ließ ihm noch von St. Helena aus einen Freispruch zukommen: „Jomini hat seine Fahnen nicht verraten, wie Pichegru, Angereau, Moreau, Bernadotte; er hatte über eine große Ungerechtigkeit sich zu beklagen, ein ehrenwertes Gefühl hat ihn verblendet. Er war nicht Franzose; die Liebe zum Vaterland hielt ihn nicht zurück“. Es sind nur kleine und unsaubere Gegner gewesen, die ihn verdächtigt haben: Bernadotte, Sarrazin, Marbot. Sie wollten ihn nicht nur zum Überläufer, sondern zum Verräter stempeln; er soll den Verbündeten Feldzugspläne Napoleons gebracht haben. Jomini hat sie mit stolzer und guter Haltung zurückgewiesen. Nur dem Ankläger in der eignen Brust kam er nicht bei. Er hat keinen Verrat begangen; sein Fahnenwechsel geschah ohne Unehre: aber er ist von seinem Gott abgefallen. Das ist genug, um ein Leben zu zerbrechen.

Am 10. April 1846 legt er in einem Brief an Adolphe Thiers, der damals an seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs“ arbeitete, seine Beweggründe nieder²⁾ und schließt: „Heute noch, nach dreißig

²⁾ Er nennt:

1. Die Tatsache, daß er nicht der Heimat diene.
2. Die sechs Jahre der Verfolgung durch Berthier.
3. Die Zurückweisung seines Entlassungsgesuches von 1810.

Jahren Gedankennot und Unsechtung, trotz aller Unbill, die mein Übertritt für mich zur Folge hatte, erkläre ich vor Gott, daß ich eine solche Behandlung nicht tragen würde, vonseiten eines Napoleon weniger als von jedem andern; denn er hat nicht blindlings mich getroffen; er hat mich gekannt und er konnte mich beurteilen“.

Es liegt in der Art, wie er den Übertritt vollzieht, eine gewisse Größe. Er schleicht sich nicht davon, wie der Dieb in der Nacht. Bis er die Linien der französischen Vorposten hinter sich hat, fühlt er sich im Dienste. Es ist der letzte Tag des Waffenstillstandes. Jomini inspiziert die Sicherungen, findet sie ungenügend, verstärkt sie aus eigenem Ermessen, um Marschall Ney vor feindlichen Überraschungen zu schützen. Erst dann reitet er weiter und stellt sich bei den Russen. Zwei Tage später ist das Brevet als Divisionsgeneral, das Neys unerschrockene Freundschaft doch noch für ihn erwirkt hat, im Lager eingetroffen.

Zielloses Sein.

„Alles Unglück meines Lebensweges kommt daher, daß mich die Vorsehung nicht als Russen oder Franzosen zur Welt kommen ließ“, schreibt Jomini einmal. Er will damit nicht seiner Heimat absagen; er will nur das leidvolle Unbehauftsein seines Herzens begründen. Was ihm im französischen Dienst diese Heimatlosigkeit ersetzen konnte, das Gefühl einer schicksalhaften Verbundenheit mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts, das verläßt ihn nun auch. Er ist jetzt vollends allein; und er verkrampft sich in seinem Stolz, allein zu bleiben. Er läßt dem harten Hochmut seiner Natur freien Lauf. Wie sein Geist besessen ist von der einzigen Kunst, in der er lebt, so verliert er nun auch jede Hemmung, wenn er in den Fragen dieser Kunst sich äußert. Er gibt es jedem, der hören will, und mit Vorliebe dem, der nicht hören will, zu verstehen, daß im Heerlager der Verbündeten ein Einziger von der Führung des Krieges einen Begriff habe, und daß dieser Eine Jomini heiße. Ginge es nach seinen geheimsten Träumen, so müßte die Leitung des Feldzuges ihm übertragen werden: damit die Welt das ungeheure Schauspiel sähe, wie Napoleon und der Geist Napoleons im Zweikampf sich messen.

Statt dessen muß er sich mit der Rolle eines Ratgebers begnügen, den man ungern und nur aus Höflichkeit gegen seinen Gönner, den Zaren, zu Worte kommen läßt. Es hat eine wahre Tollwut ihn befallen, den andern, ob sie nun Schwarzenberg, ob Radetzky oder wie immer heißen,

-
4. Die Drohung, wenn er auf diesem beharre, ihn nach Vincennes zu schicken.
 5. Die seit 1810 datierende Ernennung zum General à la suite des Zaren Alexander.
 6. Den Arrest und die Nennung im Armeebefehl vom Juni 1813.
 7. Die Streichung von der Liste der zu Befördernden.
 8. Die offenkundige Absichtlichkeit, mit welcher bei diesem Anlaß Unwürdige ihm vorgezogen wurden.

seine Geringschätzung zu zeigen. Noch ist er keine Woche bei den Verbündeten, so schreibt er: „Die Narren intrigieren und sind geschmeidig; sie werden die Oberhand haben, wie zu allen Zeiten und an allen Orten.“ Als es wieder einmal nicht nach seinem Kopf gehen will, ruft er aus: „Wenn man auf solche Weise Krieg führen will, täte man besser, schlafen zu gehen“. Dem Zaren, der ihm die größte Schonung und Langmut entgegenbringt, sagt er unmögliche Sottisen: „Man läßt Sie eine Rolle spielen, die Ihrer Majestät wenig würdig ist.“ —

Aber man muß das alles wie eine Krankheit des Gemütes betrachten. Jomini vergleicht sich einmal mit dem Connétable von Bourbon; und man mag sich in der Tat jede bedeutende Gestalt, wie sie in Meyers Erzählung lebhaft wird, in Erinnerung rufen, um zu verstehen, welches in diesen Jahren Jominis Stimmung sein mußte. Nichts treibt den Selbstbewußten so sicher zur Selbstüberhebung wie die Ablehnung vonseiten der Umwelt. Und wenn dazu noch irgend ein Gefühl von Schuld sich gesellt, so kann die Beschränkung auf das eigne Ich zur Manie werden.

Er beginnt zurückhaltender zu werden mit seinem Rat, den er bisher vielleicht zu freiwillig gegeben. Er wird stiller, nicht aus Erkenntnis der Notwendigkeit, sondern aus Verachtung der andern. Als die verbündeten Heere in Frankreich einrücken, verstummt er völlig. Aber zweimal noch zeigt er in dieser Zeit sich leidenschaftlich tätig, einer edlen Sache zu Dienst: im Bemühen um die Schonung und Erhaltung der schweizerischen Neutralität, und in der Fürbitte für den Marschall Ney. In der einen Sache erreicht er manches; in der zweiten ist er erfolglos.

Und es bleiben immer noch fünfundfünfzig Jahre. Sonderbar verzerrt sind die Proportionen dieses Lebens: nicht viel mehr als der dritte Teil gehört der Tat; der lange beschwerliche Rest bis zum Patriarchenalter von neunzig Jahren ist nur noch Rückschau. Was zu erstreben bleibt, ist die Rechtfertigung und Deutung des Gewesenen. Es öffnen sich keine neuen Ziele mehr. Eine sehr große Kraft bleibt unverbraucht; wo sie noch zur Auswirkung kommt, ist es wie ein Spiel, gemessen an der strengen Wirklichkeit der frühen Leistung. Die gewaltige Flut der großen Kriege hat viele der Bedeutendsten verschlungen, und ihr Schicksal scheint neidenswert. Andere vermochten im sicheren Port zu landen und dürfen sich noch einmal rüsten für hohe Fahrt. Jomini ist an einen traurigen Strand verschlagen, im vollen Besitz seiner Kräfte und ohne die Hoffnung, sie nutzen zu können.

Es genügt nicht mehr, Krieger zu sein; der Aufstand der Völker gegen Napoleon hat offenbart, daß das Geheimnis des Feldherrn nicht in der Kunst, sondern in der Seele sich birgt. Aber Jomini will von seiner Kunst, die er vollkommener als jeder erfaßt hat, nicht lassen. So steht er abseits, geehrt und unerwünscht. Ein Einziges wäre, das aus solcher Ode retten könnte: der Dienst am Vaterlande. Jomini weiß es und fühlt auch, daß sein Schicksal diesen Weg nicht will. Er hat sich 1814, wohl ohne große Zuversicht und jedenfalls ohne Ergebnis, darum bemüht. Die Heimat

wollte seine Dienste nicht. Wenn er sehr viel später, nicht ganz ohne Bitterkeit, das Wort vom Propheten und dem Vaterlande gebraucht, so ist das vielleicht etwas mehr als er beanspruchen darf. Doch hat er seinem Vaterlande immer freundlichen Willen gezeigt, und manches kräftige Wort von ihm hat auch Wurzel geschlagen. Einmal schrieb er: „Denket daran, daß ein Volk, das zu schwach ist, einem Anfall auf sein Gebiet standzuhalten, ein verlornes Volk ist, und daß man besser mit Ehre unterliegt, wie die Berner um 1798, als das Beispiel der Kleinmütigen von 1813 zu befolgen“.

So bleibt er denn im russischen Dienst und erhält von drei Zaren Orden und gnädige Handschreiben, wird „Général en chef“ und darf sogar große Manöver leiten. Gelegentlich vergißt man ihn dann auch wieder einwenig. Er lebt abwechselnd in Rußland, in Frankreich und in Belgien. Er gründet die russische Militärakademie, aus deren Leitung Hofkavalen, denen seine untraktable Art jeden möglichen Vorschub leistet, ihn verdrängen. Er ist militärischer Erzieher zweier Thronfolger.

Noch einmal erlebt er den Krieg handelnd mit, im Feldzug gegen die Türken von 1828 auf 1829. Das hohe Drama von einst ist zum Spektakelstück heruntergesunken. Statt eines Napoleon disponiert ein Diebitsch. Jomini spielt die Rolle, die er nicht mehr losgeworden ist, seit er grollend Neys Hauptquartier verließ: die des unbequemen Ratgebers, des lästigen, aber unvermeidlichen Souffleurs. Noch einmal erzwingt hier sein Scharfsinn Gelegenheitserfolge, die in einer unbegabten Umgebung ihm zu großen und flüchtigen Triumphen werden.

Das ist viel Unruhe und wenig Inhalt für ein Leben, das seine Ansprüche nicht vergessen konnte und sie höher spannte und leidenschaftlicher festhielt, je unzweifelhafter es wurde, daß irgend eine tatkräftige Erfüllung ihrer nicht mehr warte. Es blieb in solcher Lage nichts, als geistig zu gestalten, was leibhaft nicht werden konnte, als den Bau der Gedanken zu einer stolzen und unnahbaren Höhe aufzuführen. Um dieses hatte er in seinen Anfängen schon gerungen: damals sollte es Eingangspforte sein zum tätigen Leben; jetzt wurde es Nachhall und Ersatz. So schrieb Jomini über die große Kunst, die ihn, wie einst den Apostel, rasend machte.

Die Kunst des Krieges.

Über dreißig Bände und wohl ein Duzend Broschüren umfaßt das Lebenswerk. Es sind „Bruchstücke einer großen Konfession“. Sie gehören wesentlich diesem Leben an, sind aus Notwendigkeit geworden. In ihrer subjektiven Wahrheit liegt ihre Bedeutung und ihr bleibender Wert. Die Lehren können immer wieder formuliert werden; aber die Persönlichkeit ist einmalig. Und selten ist, wie hier, die Lehre so völlig mit der Persönlichkeit eins geworden. Bei Jomini ist auch die wissenschaftliche Erörterung ein Bekenntnis. In der Art der Erfassung gehört sein Werk dem Gebiet der Kunst an, so sehr es in der Gestaltung den Charakter des Wissenschaftlichen trägt. Denn das Kennzeichnende künstlerischen Schaffens ist die ge-

heimnisvolle Wandlung des Gegenständlichen in ein Persönliches. Wenn Jomini über den Krieg schreibt, ist es nicht Darstellung von Erlebtem und Erdachtem, sondern Enthüllung eigenen Wesens. Oder wie er es selber ausdrückt: „Ich schreibe mehr für die Kunst als für die Geschichte“ (Vorrede zum 4. Teil des „*Traité des Grandes Opérations Militaires*“). Und bezeichnend ist auch, wie er mit Bezug auf den Krieg das Wort „Wissenschaft“, das er anfangs noch verwendet, später ausschließlich durch das Wort „Kunst“ ersetzt³⁾.

Warum er schreiben muß, welche innere Nötigung ihn zwang, das schildert er so (im Vorwort zum „*Tableau Analytique des Principales Combinaisons de la Guerre*“): „Ich war dreiundzwanzig Jahre alt, am Ausgang der Revolutionskriege, da fand ich Europa erfüllt von falschen Ideen über jene Wissenschaft, die das Los der Reiche entscheidet; ich hatte ein ahnendes Bewußtsein ihrer Grundgesetze, und ich mußte Kriegsleute überzeugen, die sogar die Existenz solcher Gesetze leugneten. . . . Ich hatte wenig Erfahrung als Schriftsteller; aber ich war erfüllt von meinem Gegenstand, wie Christoph Columbus von der Gewißheit, daß die Erde rund sei und daß es eine andere Hemisphäre gebe“.

Der Vergleich mit Columbus ist gut gewählt: das Besessensein von der Idee, die Beharrlichkeit in der Verfolgung, dann aber auch die anstehende Selbstverständlichkeit des Gedankens, das ist ihnen Beiden gemeinsam. Man meint, es mußte naheliegen, immer westwärts zu fahren, bis man zu irgendwelchen Ufern kommt; man meint, es mußte sich aufdrängen, nach den Gesetzen zu forschen, die im großen Spiel des Kriegs Sieg und Niederlage bestimmen. Vielleicht ist eben das ein Merkmal großer Gedanken, daß sie dem später Lebenden so eigen werden, als hätte er selber sie auch denken können.

Man sah bisher im Sieg ein Produkt des Genies oder des Zufalls oder einer Kombination von beiden. Jomini entdeckt, daß er Gesetzen unterworfen ist. Er entreißt dem Genie sein Geheimnis. Darum das Erstaunen und die Empörung Napoleons, als er zum erstenmal ein Werk Jominis liest: „Und man sage noch, das Jahrhundert schreite nicht fort! Da ist ein junger Bataillonschef, ein Schweizer obendrein, der uns Dinge lehrt, die meine Professoren mir nie beigebracht haben, und die wohl wenige Generale begreifen. — Aber wie hat Fouché erlauben können, daß dies Buch gedruckt wird! Das heißt ja mein ganzes Kriegssystem den Feinden preisgeben. Man muß das Buch beschlagnahmen und verhindern, daß es in Umlauf kommt“.

Es ist nicht Jominis Meinung, daß man den Krieg nach Regeln gewinnen könne. Aber er legt dar, daß es Grundsätze gibt, welche die größere Wahrscheinlichkeit für den Erfolg bieten, und solche, die man nicht ungestraft

³⁾ Das läßt sich sehr anschaulich in einem Vergleich des „*Tableau Analytique*“ mit dessen späterer und abschließender Gestaltung, dem „*Précis de l'Art de la Guerre*“ verfolgen.

vernachlässigt. Das Genie braucht die Kenntnis dieser Gesetze nicht, weil es mit blinder Sicherheit ihnen folgt, ja eigentlich durch sein Dasein sie erst sichtbar und deutbar macht. Darum gehören, nach Jominis Urteil, die strategischen Operationen Napoleons „mehr dem Gebiet der Poesie als dem der exakten Wissenschaften an“. Auf der unteren Stufe der Feldherrenkunst aber hat der, welcher die Theorie des Krieges beherrscht, einen bedeutenden Vorrang vor dem, der nach Instinkt und dem allgemeinen Verstande handelt. Nur darf man nicht glauben, daß die Regeln die Gültigkeit mathematischer Gesetze hätten; vor solcher Auslegung seiner Lehre verwahrt sich Jomini sehr entschieden: „Wenn ein General zwölf Feldzüge mitgemacht hat, muß er wohl wissen, daß der Krieg ein großes Drama ist, in welchem tausend seelische und physische Faktoren heftiger oder schwächer mitwirken, und die man niemals auf mathematische Berechnungen zurückführen kann“. Es ist Kunst, nicht Wissenschaft, um die es sich hier handelt. Es gelten Regeln, gewiß; aber die letzte Begründung dieser Regeln liegt in der Totalität der Persönlichkeit, nicht im Verstande allein. Man tut Jomini Unrecht, wenn man das nicht betont. Es mag seine „Definitions-wut“ sein, die ihn etwa in das falsche Licht eines Regelflitterers gebracht hat. Es ist wahr, daß sein Bemühen um Klarheit ein leidenschaftliches ist; aber Klarheit hat mit Pedanterie nichts zu tun: „die natürlichen Gegebenheiten des Kriegsschauplatzes, der moralische Zustand beider Heere, die Tatkraft der Führer lassen sich nicht nach Winkeln, Diametern und Peripherien berechnen“.

Kriegsphilosophie? — nein. Hier ist die ganz klare Grenze, an der die Betrachtung von Jominis Werk und Bedeutung Halt machen muß. Er ist selber weder nach Charakter, Temperament noch Bildung Philosoph. Ihn fesselt und ergreift die Erscheinung der Dinge und ihr Zusammenhang. Er sieht die brennende Realität, wo der Philosoph erst Abglanz und Spiegelbild erkennt. Der Krieg, dem er lebt, ist ihm das Wirkliche; undenkbar, daß er nur Vorstellung sein könnte. Damit steht nicht in Widerspruch, daß der Krieg ihn wie ein hohes Spiel, wie ein kunstvolles dramatisches Stück ergreift. Das ist ja eben die Krankheit des Spielers, daß ihm das Spiel die einzige Realität wird; das ist der höchste Triumph des Dramas, daß die vorgetäuschte Wirklichkeit an Erlebnisintensität die tatsächliche übertrifft.

Es gibt für die Dinge des Krieges bei Jomini keine andere Beziehung als auf den Krieg selber. Dabei braucht er freilich das Wort „Kriegsphilosophie“ auch, ja er redet bei Gelegenheit sogar von der „Metaphysik des Krieges“. Welche Gedankengänge er aber als philosophische bezeichnet, darüber belehrt das zweite Kapitel seines Hauptwerkes, des „Précis“, welches überschrieben ist: „Über die Wehrpolitik oder Kriegsphilosophie“. Er erklärt, daß er hierunter „alle die moralischen Beziehungen, die im Handeln der Armeen mitsprechen“, begreife. Seine Philosophie ist also nichts weiter als ein schmaler Ausschnitt aus dem Gebiet der Moral, und

so darf man bei ihm auch nicht von einem Versuch oder Ansatz zu einer Philosophie des Krieges reden ⁴⁾. Darum ist es auch sehr verständlich, daß er nur „mit einer Art Verlegenheit die zwei Worte (Krieg und Philosophie) in Zusammenhang bringt“.

Aber gerade dieses Kapitel über Wehrpolitik gibt die bedeutendsten Proben für Jominis kraftvolles Erfassen des Notwendigen. Es stehen hier Sätze über Wehrbereitschaft, deren Gültigkeit unverlierbar ist: „Eine Regierung, die das Heer vernachlässigt, welches auch immer der Vorwand sein möge, ist in den Augen der Nachwelt eine Regierung von Verbrechern“. Und wieder: „Gerade in langen Friedenszeiten ist es am dringlichsten, über den Fortbestand des Heeres zu wachen und am notwendigsten, den guten Geist munter zu halten“. Oder endlich: „Die Soldaten sind immer gut, wenn die Raders gut sind und die Nation tapfer ist“.

Es ist nun überhaupt dieser „*Précis de l'Art de la Guerre*“, der die Quintessenz von Jominis Denken über den Krieg enthält. Er nennt selber (wie er sich ja nie unterschätzte) in einem Brief aus dem letzten Lebensjahre dieses Buch „das beste Werk, das bis 1860 über die Kunst des Krieges erschienen ist“. Der „*Précis*“, dessen erste Ausgabe ins Jahr 1837 fällt, umfaßt zwei Teile und hat später noch verschiedene Nachträge erhalten. Eine Übersicht seines Inhalts gibt wenigstens einen rohen Überblick der Absichten und der Methode Jominis. In der Widmung an den Zaren betont er, daß „nie ein so bedeutender Gegenstand in so knappem Rahmen und zugleich dem Verständnis aller so faßbar behandelt worden sei“. Nach einer Einleitung, die hauptsächlich dem Klarlegen der Begriffe gilt, spricht er in einem ersten Kapitel über „Krieg und Politik“. Es wird darin vornehmlich von den verschiedenen Ursachen und Formen des Krieges gehandelt. Ganz besonders eindringend sind die Betrachtungen über den Vernichtungskrieg und über den Kleinkrieg; man spürt in diesen Abschnitten ein starkes Nachklingen der Erinnerungen an das spanische Abenteuer. Vom zweiten Kapitel, mit der merkwürdigen Überschrift „Von der Militärpolitik oder Kriegsphosphie“ wurde bereits geredet.

Kapitel drei bringt die „Strategie“. Eine knappe und originelle Definition mag interessieren: „Strategie — die Kunst der Kriegführung auf der Karte; Taktik — die Kunst der Gefechtsführung im Gelände“. Hier kommt Jomini nun auf jene Gesetze zu sprechen, die er als die grundlegenden für alle Kriegführung erkannt zu haben glaubt. Er hat sie an anderer Stelle so zusammengefaßt: „Die Kunst der Strategie besteht darin, auf den entscheidenden Punkten einer Operationslinie die größte mögliche Truppenmacht zusammenzuziehen. Die Kunst der Gefechtsführung

⁴⁾ Kant: „Die Metaphysik muß vorangehen, und ohne sie kann es überall keine Moralphilosophie geben“ (Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Vorrede), und: „Aber der Gedanke muß bis auf die Elemente der Metaphysik zurückgehen“ (Metaphysik der Sitten, Zweiter Teil, Vorrede).

besteht darin, diese vorhandenen Kräfte derart zu nutzen, daß der größte mögliche Teil derselben zum Handeln kommt.“ In der sehr scharfsichtigen Erörterung der strategischen Begriffe, welche dieses Kapitel bietet, ist Jominis berühmte und viel angefochtene These von den „inneren Linien“ von besonderem Interesse. Man hat in ihr, vielleicht doch übertreibend, den eigentlichen Inbegriff der Lehre Jominis gesucht. Es ist die Theorie von der Überlegenheit des Handelns in exzentrischer Richtung aus der kürzeren Basis heraus, gegenüber dem konzentrischen Operieren aus der umfassenden äußern Linie; im Grunde also die praktische Formulierung des Grundsatzes der Konzentration auf den entscheidenden Punkt.

Das vierte Kapitel „Von der großen Taktik und den Schlachten“ baut auf dieser Grundlage fort: „Das leitende Prinzip ist für die taktischen Kombinationen dasselbe wie für die der Strategie, nämlich das Gros seiner Truppen immer nur auf einen Teil der feindlichen Armee zu werfen, und zwar an dem Punkte, welcher das größte Ergebnis verspricht“. Im fünften Kapitel werden Handlungen unterschiedlichen Charakters betrachtet: die Tätigkeit großer Detachements, die Frage der Flußübergänge, dann Rückzug und Verfolgung, Unterkunft und Winterquartier und endlich Landungen an feindlichen Küsten. Das sechste Kapitel spricht von der „Logistik oder praktischen Kunst der Heeresbewegung“; man möchte es als eine Art Stabsanleitung ansprechen. Das abschließende siebente Kapitel behandelt die „Organisation der Truppen zum Gefecht und die Verwendung der drei Waffen“, also die Taktik der kleineren Verbände, das Gefecht der Hauptwaffen. In einem Anhang endlich werden, rein historisch darstellend, die vornehmlichsten Expeditionen über See geschildert.

Wer die Theorie Jominis studieren will, dem genügt die Erforschung dieses Werkes vollauf: denn es umschließt in einer ganz besonderen Reinheit und Vollständigkeit alles Wesentliche. Wer die Persönlichkeit Jominis kennen will, der muß seine Schriften alle, wenn nicht durchgearbeitet, so doch durchgesehen haben. Jede bringt irgend ein Fragment seines Wesens, jede macht das Bild wahrer. Sie teilen sich offensichtlich in drei Gruppen: eine historische, eine didaktische und eine polemische. Zu der ersten gehört außer dem Leben Napoleons vor allem eine sehr umfangreiche „Kritische und militärische Geschichte der Revolutionskriege“, eine Darstellung der Ereignisse von 1792 bis 1803; dann die zum Teil erst aus dem Nachlaß erschienenen Monographien über die Feldzüge von 1812 bis 1815. Zu der zweiten zählt sein berühmt gewordenes Erstlingswerk, der „Traité des Grandes Opérations Militaires“ und die erste Fassung des „Précis“, das „Tableau Analytique“. Die polemischen Schriften sind Sendschreiben in eigener Sache, oft ein Fechten mit scharfer Klinge. Am grimmigsten zuckt der Zorn aus dem offenen Brief an General Sarrazin, der ihn des Verrats bezichtigt hat. Die Kampfschrift schließt: „Sie haben verleumdet, haben blindwütend um sich gebissen, vom sichern Schreibtisch aus, auf bloße Zeitungsberichte hin, sorglos darum, welches die Folgen sind für Ihre eigne

Ehre und für die von andern“. Dieses Schreiben war von einer Forderung begleitet; es kam aber keine Antwort.

Betrachtung.

Es ist Schicksal und Werk eines seltsamen Schweizers, aber doch ganz unverkennbar und zuinnerst eines Schweizers. Es sprießt eine sehr strenge und drohende Nutzanwendung aus diesem Leben. In mächtigem Ausmaß und groteske Schatten werfend, ragt ein geistesstarker Vertreter schweizerischer Art und schweizerischer Schwächen in welthistorische Begebenheiten hinein. Die Voraussetzungen sind die günstigsten; die Gaben versprechen das Höchste. Es fehlt ein Geringes, das anscheinend nicht mitsprechen müßte im großen Spiel: es fehlt die Freiheit des Herzens. Jomini kommt vom Ich nicht los. Er hat nichts außerhalb dem eignen Wesen, das die Hingabe lohnt. Selbst sein Gott ist nur eine ungeheure Projektion dieses Ich. Er scheitert an der Selbstgerechtigkeit; und das letzte Ergebnis ist ängstlich nah dem biblischen Wort vom „tönenden Erz und der klingenden Schelle“.

Man spricht oft und mit einigem Stolz von der nüchternen Schweizer Art. Es ist aber nur ein beschönigendes Wort für diese Selbstgerechtigkeit, den Mangel an Kraft zur Hingabe an Höheres. Wir haben, wie Jomini, das brennende Bedürfnis nach Gerechtigkeit, und, wie er, nur solange die Ungerechtigkeit uns selber trifft. Wir können nicht entsagen, nicht dem Vorteil, nicht dem Lob, am wenigsten der eignen Meinung. Es tut not, zuweilen im Spiegel unser Wesen sehen und prüfen. Das tragische Spiel von Anspruch und Erfüllung im Leben Jominis kann ein solcher Spiegel sein. Vielleicht liegt darin seine wahre Bedeutung.

Englands Viersfrontenkampf.

Von * * *.

Vorbemerkung: Dieser Aufsatz unseres Londoner Mitarbeiters wurde vor dem Abschluß des britisch-italienischen Osterabkommens beendet. Seine Ausführungen bewahren gleichwohl ihre volle aktuelle Gültigkeit. Red.

Die politische Stellung Englands ist heute durch einen Verteidigungskampf auf vielen Linien gekennzeichnet. Selten noch ist das britische Weltreich in eine so ernste Krise geraten wie gegenwärtig. Es galt bisher als Kardinalsatz der britischen Politik, alles daranzusetzen, um nicht Gefahren gleichzeitig an verschiedenen empfindlichen Druckpunkten des Empire akut werden zu lassen. Diesen Grundsatz haben die Leiter der englischen Politik in den letzten Jahren nicht immer zu meistern verstanden. Dem nüchternen Beobachter kann es dabei nicht entgehen, daß trotz aller, zum Teil recht erstaunlicher Leistungen der Londoner Diplomatie sich die gesamte englische Außenpolitik gegenwärtig auf einer Verteidigungs-, ja